

das streben sie an. Gelingt das erst seit einem Jahre bestehende Unternehmen, so will der Begründer von Clatigny ähnliche freie anonyme Kunstwerkstätten in verschiedenen Centren Frankreichs errichten. Jegliche Technik, jegliches Handwerk soll da vertreten sein. In gleicher Weise eine Abwehr gegen die industrielle Fabrikshundware, wie gegen die allzu aristokratische Richtung des kunstgewerblichen Luxusgegenstandes.

B. Zuckerkandl.

Gährungen.

Herr Franz Servaes, den Lesern der „Zeit“ aus klugen, unsere Fragen mit einer schönen Ungebuld belauschenden Aufsätzen bekannt (die sie jetzt in seiner Sammlung „Präludien“*) wiederfinden), legt uns ein seltsames Buch vor: „Gährungen aus dem Leben unserer Zeit.“**) Kein Roman, keine Novelle, recht formlos, eher wie ein Tagebuch einer suchenden, nicht zu beschwichtigenden, bald zornig ausgreifenden, bald fast verzagenden, aber doch tapferen Seele, in einem unruhigen Stil geschrieben, der flackert, zischt und brodelnd, nichts sehen, sondern die Dinge wie in einer Dämmerung nur ahnen läßt, wo sie denn bald die größten und fast drohende Formen anzunehmen scheinen, bald schon wieder ins Geistesfische entglitten und versunken sind. Mit Behagen wird der Wiener da Manches von jenen sonderbar verworrenen Zuständen der Berliner geschildert finden, die wir niemals recht begreifen mögen. Da ist ein Diner bei einem großen Fabrikanten, das richtige Berliner Diner, wo man so vollgestopft und von Lärm, schweren Weinen und dem Dunst künstlicher Gerüche eingenebelt wird. Da ist ein Flirt mit einer jungen Dame, der richtige Berliner Flirt mit jenem merkwürdig aus Blumenthal und Maeterlinck zusammengemischten Tone. „Wir schwiegen so lange, sagt das Mädchen, da kommt leicht ein Bangen — warum schweigen wir so viel, wenn wir beisammen sind?“ Und der junge Mann antwortet: „Miteinander schweigen sagt oft mehr als miteinander reden. Man lernt sich tiefer dabei kennen.“ Und sie, wohlgefällig auf ihren Federfächer herniederlächelnd: „Wöchten Sie mich denn so gerne kennen lernen?“ Und er: „Als wir eben schwiegen . . . da fühlte ich Ihre leise Unruhe. Ich sah Ihre Pulse zittern und da mußte ich mit einemmale Ihre geheimen Zweifel.“ So ein Gespräch befremdet uns: denn von solchen inneren Dingen, mit denen es uns ernst ist, zu conversieren und sich so herzuzeigen, kommt uns schamlos, ja roh vor, als ob sich Einer auskleiden würde. Da ist endlich die Bohème beim „Eisernen Drachen“, richtige Berliner Bohème, fast pedantisch in ihrer Unordnung, unjugendlich und ohne den anmuthig romantischen Zug unserer Zigeuner. Manche dieser lächerlichen und traurigen Gestalten glauben wir zu erkennen. Da ist Spiridion Krakuschet, „das neuerstandene Genie slavischer Rasse“, der Großmeister der jungen Revolutionäre. „Wer er nun ist? Ein Böhme! Und was sonst noch? Schwer zu sagen! Halb Musikant, halb Gelehrter! Officiell ist er mit einem k. k. Staatsstipendium hiehergeschickt ans Physiologische Institut. Er ist nämlich Gehirn-Anatom. Und ich sage dir: delicat! die Präparate sind einfach zum Aufessen! Die übrige Zeit beschäftigt er sich vorwiegend damit, die ganze Welt auf den Kopf zu stellen — eine Beschäftigung, zu der er „recht eigentlich“ geboren zu sein scheint. Denn er ist entschieden das größte Umstürzlergenie, das mir je vor die Augen gekommen ist! 'n Kerl, der alles umschmeißt: Aesthetik, Wissenschaft, Gesellschaft und Tod und Teufel!“ Nebenbei auch Dichter pathetischer Sachen, meistens betrunken, wenn er sich nicht gerade im Physiologischen Institut damit amüsiert, einen armen Frosch „von den Schmerzen der Erkenntnis zu befreien, so daß er bloß noch mit dem Rückenmark denkt, ganz wie die Dichter: visionär und in lauter reflectorischen Impressionen“. Er ist der große Prophet des Rausches, der Extase, des Chaotismus. „Chaotismus — das ist das Evangelium der Erlösung. Die Menschheit muß wieder zum Chaos zurück. Alles aus dem Urseim aufs neue gebären! Das Gehirn hat uns überall in die Sümpfe gelockt. Wir Franken an Hypertrophie des Bewußtseins. Nur das Unbewußte, das Unterbewußte kann uns retten. „Rückenmark wider Gehirn!“ — He, he, das sei unser Schlachtruf! Und unser Mittel — der Rausch! . . . Wie der Rausch zustande kommt, das ist ganz furchtbar egal. Wenn er nur da ist — das ist die Hauptsache! Alle Exaltationen, alle Extasen müssen wir systematisch durchkosten. Sonst bleiben wir immer bloß lächerliche Gehirnmenschen und kommen aus unseren abstracten Constructionen niemals heraus. Auch Fieberzustände müssen wir uns schaffen. Die sind noch intuitiver, offenbarungreicher als der Rausch. Das höchste aber ist der Wahnsinn! Dann schreit und kreischt in uns die ganze Natur. Alle Kleiderfetzen reißt sie sich vom Leibe und tanzt nackt, in bestialischer Verzückung, den schauerlichen Weitzanz ihrer letzten Wissensextasen . . . Die traurigen, bürgerlichen Vernunftseelen fangen dann an, sich zu fürchten, und gleich schreien sie nach Doctor und Staatsanwalt. Sie verstehen nicht das tiefe Stammeln der chaotisch Durchleuchteten. Nur Congenialen vermag die ent-

festelte Natur sich zu offenbaren. Der Wahnsinnige wird nur vom Wahnsinnigen verstanden. . . . Aber du weißt doch, Bruder, es gibt einen Wahnsinn — der hat nichts pathologisches! Er ist ein Kunststück unserer aufs raffinierteste ausgebildeten Seelentechnik. Wir stürzen uns hinein — wir tauchen wieder daraus auf! Das ist die That des wahren Genies!“ Neben diesem genialisch thuernden Lumpen seine Geliebte Eustachia, „eine wahre Bestie“, die er sich hält, um an ihr den Furiencharakter des Weibes, das Mänadische zu studieren, ein wildes Gewächs des slavischen Volkes, in einem Satze dargestellt, der fast so stark wie ein Bild ist: „Die Banditenbraut kam auf Herbrand zu und schüttelte ihm heiß, fast heftig die Hände. Ihre rothen Zöpfe waren ihr los gegangen und schlugen ihr auf dem schmalen Rücken hin und her. Auch ihr Kleid war roth, und ihre eingefallenen Backen nicht minder. Das ganze junge Weib schien wie in Feuer zu stehen!“ Dann seine Freunde, Gecken, Gauner oder Narren, der Lyriker Ewald Zur Linden, ein fader Galan, der den Frauen hofiert, „den verückten Kopf mit den himmelnden Augen und den wallenden Baderewski-Locken an die langen weißen emporgefalteten Hände schmiegend“, in freien Rhythmen schwelgt, die „das individuelle Herrengefühl des männlichen Erotikers“ ausdrücken sollen, und nebenbei, um für die „künstlerische Gestaltung der menschlichen Kleidung etwas zu thun“, Modeberichte im „kleinen Journal“ schreibt; dann der wunderliche Heilmann Scharf, „ein Mensch wie ein Besessener, in dem es gährt von brodelndem Zukunftsstoff, und der von der Unruhe seiner Gedanken umhergetrieben wird, ein Odysseus der Erkenntnis, ebenso kühn, wie jener alte Griechenheld, wenn auch — leider! — nicht ebenso verschlagen“, der eines Tages, um das Programm der Chaotiker wahr zu machen, seine paar Sachen verkauft, Berlin verläßt und unter die Cannibalen geht, nach der Insel Papua, ins völlig Dunkle, ins schrankenlos Ungewisse hinaus, „gleichsam als nackter Mensch in eine neue Welt! . . . Es soll dort wunderbar still und einsam sein. Nur Menschenfresser und Paviane gibt es daselbst, und man nährt sich von der Milch der Kokosnüsse. . . . Und dort in der Einsamkeit der Urwälder will Heilmann Scharf sein großes Werk zur Reife bringen. Seine Nerven brauchen diese völlige Weltabgeschiedenheit, zugleich mit dem geheimnisvollen Kitzel von Gefahr, diesen Hauch von Vorwelt und Urmenchheit! So allein kann er seiner Dichtung jene gigantischen Proportionen geben, nach denen sie gierig verlangt“, und endlich der sanfte Schwärmer Werner Gast, der „deutsche Bruder des ewigen Juden“, der ruhelos durch Europa wandert und in allen Städten das thörichte Treiben der Menschen fremd beschaut, einer ungeheuren stillen Sehnsucht voll und mit Leidenschaft den Teufel hassend: „Wissen Sie, wer der Teufel ist? Die Zerspaltung in ‚Ich‘ und ‚Du‘! Und darum ist überall Gott verbannt, wo die Welt in ihre Theile zerfällt. Aber wo das ‚Ich‘ und das ‚Du‘ einander durchdringen, da ist auch Gott stets in der Nähe. Da gibt es keine Zwietracht, keinen Teufel. In der höchsten Vereinigung lebender Wesen flammt die Harmonie des Weltengeistes auf. Da gibt es auch kein ‚Ich‘ und kein ‚Du‘ — da gibt es nur eines noch: das All! Und im Bewußtsein des All's, das uns durchdringt, empfinden wir unsere einzige, unaussprechliche Seligkeit. Sich selbst verlieren, heißt — Gott finden! Und wie kann man sich schöner verlieren, als in einem geliebten ‚Du‘, wo dann alle Schranken der Fremdheit sinken, und unser Firdisches mit einem Sauchzen hinüberpringt in den unendlichen Geisterraum des Ueberirdischen?“ Wie in einem bösen, vom Alkohol behörten Traum springen diese irren Gestalten vor uns auf, blähen sich und sind zerfloben, und wenn wir schwer endlich erwachen, fällt uns ein, daß in der Stadt des Nicolai ja auch E. T. H. Hoffmann am Leben gewesen ist.

Indem es uns nun so an vielen Gestalten in allerhand Zuständen die heutige Art des Berliner Lebens zeigt, will das Buch aber doch mehr als eine kurzweilige Schilderung sein, mehr als so eine Sammlung von „Documenten“. Es genügt ihm nicht zu beschreiben, es will auch die Fäden und Knoten sehen lassen. Etwas wie der Roman einer Bildung möchte es sein: der Bildung einer modernen Seele, die durch Abenteuer, Versuchungen und Gefahren vieler Art angefochten wird, aber doch ihre Befreiung und Erlösung, beinahe wie durch ein Wunder, liebend gewinnt. Alle die Frauen, mit denen wir den Helden der Reihe nach flirten sehen, und alle die Zustände, in die er verwirrt und verstrickt wird, sind immer nur wie Stationen auf einer steilen und ungewissen Bahn, die ihn doch, wie oft er sich schon im Dickicht und Gestrüpp zu verlieren scheint, am Ende ins Freie und zu seiner Höhe führt. Im Anfang steht er da, wie wir alle mit zwanzig Jahren einmal dagestanden sind: mit dem großen Dünkel, allein auf der Welt zu sein, hoffärtigen Verstandes, als einer, der sich von allem losgerissen hat und sein eigenes Gesetz zu geben verlangt: „Aber er, als ‚individueller Mensch‘, hatte sich so traurig von seinem Nähr- und Mutterboden entfernt, hatte sein Thier- und Pflanzenleben verachtet, hatte den heiligen Contact mit Menschheit und Volkheit gelöst und so sich gleichsam der elektrischen Leitung beraubt, die sonst alle Lebewesen durchströmt und mit dem Empfindungsdafein des ganzen Erd-Sterns verbindet. ‚Sich‘ wollte er empfinden, ganz und einzig ‚sich selbst‘, wollte sich

*) Ein Tagebuch, Schuster & Döfler, Berlin und Leipzig.

**) Dresden und Leipzig, Verlag von Karl Reißner.